



GENDER  
OPEN  
REPOSITORY

Repository für die Geschlechterforschung

## Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? : Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung

Scherr, Albert  
2008

<https://doi.org/10.25595/1649>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Scherr, Albert: *Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? : Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung*, in: Freiburger GeschlechterStudien (2008) Nr. 22, 61-74.  
DOI: <https://doi.org/10.25595/1649>.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

**DFG** Deutsche  
Forschungsgemeinschaft



Freie Universität  Berlin



[www.genderopen.de](http://www.genderopen.de)

## **Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung**

Im Folgenden sollen einige Überlegungen zu den sozialisationstheoretischen Grundannahmen der Forschung über Geschlechtersozialisation entwickelt werden. Diesbezüglich werde ich aufzeigen, worin die mögliche Relevanz einer Perspektive zu sehen ist, die in der Sozialisationsforschung unter dem paradoxen Begriff der Selbst-Sozialisation diskutiert wird. Dabei gehe ich von einem aus, dass eine sozialisationstheoretische Perspektive ein noch immer unverzichtbares Element der Kritik biologistischer und naturalistischer Sichtweisen ist, die vermeintlich offenkundige Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, Frauen und Männern als Folge angeborener Dispositionen ‚erklären‘. Zum anderen sind meine Überlegungen durch die Beobachtung veranlasst, dass auch im wissenschaftlichen Diskurs über männliche und weibliche Sozialisation immer noch und immer wieder mit einem meines Erachtens eher traditionellen Verständnis von Sozialisation operiert wird, wie ich im Folgenden darlegen werde. So ist etwa in Pierre Bourdieus Studie *Die männliche Herrschaft* (2005) zu lesen:

Da wir, Männer wie Frauen, Teil des Untersuchungsgegenstandes sind, den wir zu erfassen versuchen, haben wir in Form unbewusster Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata die historischen Strukturen der männlichen Ordnung verinnerlicht. (14)

Und an anderer Stelle heißt es: „Da die auf Geschlechterdifferenzen gerichtete Sozialisation die Männer dazu bestimmt, Machtspiele zu lieben, und die Frauen dazu, die sie spielenden Männer zu lieben, ist das männliche Charisma zu einem Teil der Charme der Macht“ (140).

Geschlechtsbezogene Sozialisation wird hier im Kern als ein Prozess der Unterwerfung unter die Strukturen der gesellschaftlichen Geschlechterordnung bestimmt, die männliche und weibliche Individuen in ihrer Körperlichkeit und den Tiefenstrukturen ihrer sozialen Kognition prägt (vgl. Meuser 1998, 108 ff; Engler 2003).<sup>1</sup> Damit wird ein Verständnis von Sozialisationsprozessen zu Grunde gelegt, das in der Sozialisationstheorie als obsolet gilt: Spätestens seit der

grundlegenden Studie von Dieter Geulen, die bereits 1977 unter dem Titel *Das vergesellschaftete Subjekt* erschienen ist, setzt sich dort die Einsicht durch, dass Sozialisation als widersprüchlicher Zusammenhang von Vergesellschaftung und Individuierung zu begreifen ist, als ein Prozess, der auch die Befähigung zu individuellem Eigensinn, zu Distanz und Kritik gegenüber sozialen Erwartungen und Festlegungen umfasst (vgl. Grundmann 2006; Scherr 2006). In bestimmter Weise radikalisiert wurden diese Überlegungen in einer Debatte, in der Sozialisation als Selbst-Sozialisation konzipiert wird, wie ich im dritten und vierten Teil dieses Aufsatzes zeigen werde.

Vor diesem Hintergrund richtet sich mein Interesse auf die Frage, worin für die Geschlechterforschung der mögliche Gewinn einer Perspektive liegt, die Sozialisation auch als Eigenleistung des sich sozialisierenden Individuums bzw. Subjekts zu begreifen versucht. Die mögliche Relevanz solcher Überlegungen sehe ich – in Übereinstimmung mit Andrea Maihofer (2002)<sup>2</sup> – nicht zuletzt darin, dass sie es ermöglichen, die inzwischen gängige „Kritik an essentialistischen Vorstellungen von einem fixen, homogenen weiblichen und männlichen Sozialcharakter“ (Maihofer 2002, 15) *im Kontext von Sozialisationstheorie* „produktiv aufzunehmen“ (ebd.). Denn eine Kritik simplifizierender Annahmen über gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse und ihre subjektive Aneignung zwingt keineswegs zu einer Verabschiedung von einer sozialisationstheoretischen Forschungsperspektive, sondern ‚nur‘ zu einem hinreichend differenzierten und komplexen Verständnis von Geschlechterverhältnissen und Sozialisationsprozessen. Und eine sozialisationstheoretische Perspektive ist m.E. unhintergebar, wenn nicht darauf verzichtet werden soll, die Verankerung von Geschlechterverhältnissen in der körperlichen und emotionalen Verfasstheit von Individuen, ihrem Selbstverständnis und ihren alltäglichen Praktiken zu analysieren.

Die zentrale These, die im Weiteren zu entfalten sein wird, lautet entsprechend: Gesellschaftstheoretische Theorien zur Ordnung der Geschlechter, sozialkonstruktivistische Analysen des institutionellen und alltäglichen *doing gender* und geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung sind nicht als konkurrierende Unternehmungen, sondern als wechselseitig aufeinander verweisende Vorgehensweisen zu begreifen.

## 1 Geschlechterdifferenzen als legitimer Ausgangspunkt?

Geschlechterforschung ist in hohem Maße in gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen involviert, so als Legitimation und Delegitimation etablierter politischer und rechtlicher Festlegungen und nicht zuletzt auch als Bezugspunkt pädagogischer Programme und Praktiken. In der Folge können Kontroversen über theoretische Grundannahmen und begriffliche Setzungen auch daraufhin beobachtet werden, was ihre möglichen politischen Implikationen sind. Entsprechend wird gegen eine Forschung, die Prozesse und Effekte einer geschlechtsdiffernten männlichen und weiblichen Sozialisation untersucht, eingewandt, dass sie zur Verfestigung der Vorstellung unveränderlicher und klar unterschiedener

Persönlichkeitsmerkmale führe und damit in Widerspruch zu dem Interesse stehe, gesellschaftlich gängige Annahmen über das vermeintlich typisch Männliche und typisch Weibliche konsequent zu hinterfragen und damit zu ihrer Flexibilisierung beizutragen (vgl. Dausien 2006, 18 ff). Deziert formuliert Helga Bilden: „Ich sehe immer noch, und dies sogar wesentlich schärfer als vor 10 Jahren, die Gefahr, dass die Geschlechterforschung – und auch die Forschung zu geschlechtsspezifischer Sozialisation – die Geschlechterpolarität, indem sie diese repräsentiert, mit festschreibt“ (2002, 27). Dieser Hinweis ist als Kritik einer solchen Geschlechterforschung, die theoretisch begründete Differenzierungen und Reflexionsmöglichkeiten dahingehend unterläuft, dass theoretisch und empirisch vereindeutigende Aussagen über vermeintlich stabile und klar unterschiedene Geschlechtscharaktere präsentiert werden, zweifellos ernst zu nehmen. Er gilt in Hinblick auf auch wissenschaftlich nach wie vor gängige Trivialisierungen.<sup>3</sup> So ist etwa in einem neueren Lehrbuch der Sozialisationsforschung zu lesen:

Maccoby (1998) führt aus, dass Männer und Frauen eine Tendenz zur Ausbildung geschlechtsspezifischer Handlungsweisen und Beziehungskulturen entwickeln, die lediglich zum Teil biologisch begründet sind. (...) In entsprechenden empirischen Untersuchungen zeigt sich, dass sich die soziokulturell bedingte Geschlechtersegregation im Alter von drei Jahren durch die Tendenz manifestiert, Beziehungen mit dem eigenen Geschlecht zu präferieren, eine Präferenz, die das ganze Leben anhält. (...) Bei Jungen dominiert ein Bezugsschema, das Maccoby als ‚rough-and-tumble play‘ bezeichnet. In ihm wird Durchsetzungsfähigkeit in einer Gruppe, mithin der soziale Status (also die Einordnung in hierarchische Beziehungsmuster) erprobt. (...) In Beziehungen unter Mädchen lassen sich eher dyadische, diskursive, soziale, regulative und selbstbezügliche Interaktionen nachweisen. Nicht die Hierarchisierung, sondern die affektuelle Bindung und die Popularität zeichnet weibliche Beziehungskulturen aus (...). (Grundmann 2006, 100 ff)

Eine solche Beschreibung operiert mit Generalisierungen und Vereindeutigungen, die nicht nur deshalb zu kritisieren sind, weil sie Stereotype des Alltagsdenkens als wissenschaftlich gültiges Wissen bestätigen. Sie ist aus mindestens zwei Gründen auch methodologisch zu kritisieren:

*Erstens* werden hier statistische Häufigkeiten und Wahrscheinlichkeiten übergeneralisiert und die abweichenden Fälle werden selbst nicht als theoretisch erklärungsbedürftig, sondern als vernachlässigbar betrachtet. Eine wissenschaftliche Theorie über den Zusammenhang von Geschlecht und Beziehungsmustern müsste aber auch systematisch berücksichtigen, warum ein relevanter Teil von Jungen und Mädchen die Geschlechtersegregation unterläuft und zu atypischen Interaktionsmustern tendiert. Wird hierauf verzichtet, erfolgt eine reifizierende Verfestigung von Vorannahmen, die, wie aus der Wissenschaftsforschung bekannt ist, einigermmaßen irritationsfest sind.

*Zweitens* kommt dem Verweis auf frühkindliche Sozialisation in einer solchen Argumentation die gleiche Funktion zu wie dem Verweis auf biologische Festlegungen in einer verhaltensgenetischen Argumentation: Die lebenslange

Stabilität erworbener Präferenzen wird als nicht weiter zu analysierendes Faktum unterstellt.

Demgegenüber ist für eine Sozialisationsforschung, die auf das Postulat lebenslang stabiler Persönlichkeitseigenschaften verzichtet und Sozialisation auch als Befähigung zu Eigensinn begreift, Stabilität gleichermaßen erklärungsbedürftig wie Veränderung. Folglich sind die sozialen Prozesse und Arrangements in den Blick zu nehmen, in denen Individuen immer wieder erneut aufgezogen bzw. nahe gelegt wird, sich auf eine bestimmte ‚Identität‘ festzulegen, bzw. in denen sich Chancen der Selbst-Veränderung eröffnen.<sup>4</sup>

Die u.a. von Helga Bilden formulierte Problematisierung legitimiert so betrachtet keine Generalkritik von geschlechtsbezogener Sozialisationsforschung; sie kann vielmehr als Aufforderung dazu verstanden werden, auf Übergeneralisierungen und subsumtionslogische Typisierungen sowie auf das Postulat prinzipiell stabiler geschlechtsdifferenter Eigenschaften zu verzichten.<sup>5</sup>

Das kann m.E. nun aber nicht dazu führen, dass auf die Untersuchung der Strukturen und Prozesse verzichtet wird, die zu geschlechtsbezogenen Festlegungen und Vereindeutigungen führen oder jedenfalls führen können. Denn neben der Kritik einer trivialisierenden, die Stereotype des Alltagsdenkens verfestigenden Geschlechterforschung ist gleichzeitig immer auch noch die Problematik vermeintlich geschlechtsneutraler Forschungen und Erklärungen relevant, die keineswegs durchgängig überwunden sind. So ist es etwa in kriminologischen Theorien immer noch nicht selbstverständlich, die empirisch offenkundige geschlechtsdifferente Ausprägung nahezu aller Formen von Kriminalität theoretisch zu berücksichtigen – und nicht nur als einen empirisch unstrittigen, aber theoretisch nachrangigen Sachverhalt zu betrachten (vgl. dazu grundlegend Messerschmidt 1993).<sup>6</sup>

## 2 Heterogene Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit als notwendiger Ausgangspunkt

Für eine geschlechtsbezogene (Sozialisations-)Forschung, die dem Einwand entgehen will, sich naiv innerhalb der Prämissen einer dualen Ordnung der Geschlechter zu bewegen und dabei ihre eigenen Vorannahmen zirkulär zu bestätigen (vgl. etwa Degele/ Schirmer 2004), ist m.E. zudem eine gesellschaftstheoretische Fundierung unverzichtbar. Denn die alltägliche Darstellung und Herstellung von Geschlecht und die geschlechtsbezogene Sozialisation geschehen ersichtlich nicht voraussetzungslos, sondern setzen die gesellschaftliche Geschlechterordnung als Horizont voraus. Ohne ein theoretisch ausgewiesenes und differenziertes Verständnis gesellschaftlicher Geschlechterbeziehungen können Interaktionen und Sozialisationsprozesse folglich nicht analysiert werden und fallen dann auf die theoretische Naivität einer schlichten binären Unterscheidung zurück. Zudem ist die Frage, welche Relevanz geschlechtsbezogenen Unterscheidungen und Unterschieden zukommt, nicht mittels einer theorieleeren Empirie entscheidbar.

Empirische Forschung bewegt sich bekanntlich in den Bahnungen der Aufmerksamkeiten, die mit expliziten oder impliziten theoretischen Vorannahmen eingeführt werden. Untersucht man etwa den Gegenstandsbereich Gewaltkriminalität und Kriminalisierung in einer geschlechtsdifferenzierenden Perspektive, dann zeigt sich empirisch eindeutig, dass die Täter und die Opfer von Gewalt überwiegend Männer sind. Daraus lässt sich nun aber keineswegs eine geradlinige Suche nach einem kausalen Zusammenhang von Männlichkeit, männlicher Sozialisation und Gewalt ableiten. Denn bekanntlich wird die überwiegende Zahl aller Männer nicht zu polizeilich auffälligen Gewalttätern. Diesbezüglich legen kriminalsoziologische Theorien nahe, von einer schichten- oder milieuspezifischen Ausprägung von Gewaltkriminalität auszugehen. Entsprechend wäre es also der Konnex von Männlichkeit und sozialer Lage, der als Erklärung für Gewaltkriminalität heranzuziehen ist. Aber auch aus der Kombination dieser beiden Perspektiven lässt sich kein hinreichendes Verständnis männlicher Gewalt ableiten. Denn die Fähigkeit und Bereitschaft zur Gewaltausübung kennzeichnet ersichtlich nicht nur sozial deklassierte junge Männer, sondern auch sozial etablierte Männer *und* Frauen, die etwa als PolizistInnen oder Vollzugsbeamte im Rahmen ihrer Berufsausbildung mehr oder weniger erfolgreich zu Expertinnen der rechtlich kontrollierten Gewaltanwendung sozialisiert werden (vgl. Scherr 2004b).

Ohne eine Theorie, die die gesellschaftliche Organisation der Gewaltverhältnisse sowie die sozialen Prozesse in den Blick nimmt, in denen die Befähigung zu Gewalthandeln erfolgt, lässt sich der Gegenstandsbereich also nicht sinnvoll erforschen. Und eine solche Theorie hätte zweifellos auch zu berücksichtigen, dass die geschlechtsbezogene Kodierung von physischer Gewalt einem Wandel unterliegt, in dem die historisch tradierte männliche Konnotation der physischen Gewalt an Eindeutigkeit verliert. Gleichwohl können Männer wohl immer noch Gewaltfähigkeit als Ausdruck und Indiz ihrer Männlichkeit erleben, während weibliche Gewaltfähigkeit dagegen nicht als Bestätigung der geschlechtlichen ‚Identität‘ dargestellt werden kann.

Mit diesen kursorischen Hinweisen war zu verdeutlichen, dass geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung auf forschungsleitende Annahmen über die Relevanz oder Irrelevanz geschlechtsdifferenter Zwänge, Normen und Erwartungen in jeweiligen sozialen Kontexten und im Hinblick auf unterschiedliche Dimensionen sozialen Handelns angewiesen ist, wobei ökonomische, sozialstrukturelle, kulturelle und institutionelle Aspekte in Rechnung zu stellen sind. Geschlecht, so kann diesbezüglich begründet argumentiert werden, ist keine umfassende und keine trennscharfe Kategorie. Sie kann – und dies akzentuieren Arbeiten aus dem Kontext der so genannten *diversity studies* sowie im Rahmen des Diskurses über Intersektionalität (vgl. Knapp 2005) –, auch nur begrenzt sinnvoll in Abstraktion von anderen Kategorien wie sozialer Klasse und Milieu verwendet werden, da Geschlechterordnungen und -verhältnisse davon nicht unabhängig sind. Entsprechend hat Robert Connell (1999) in seinen für die Männlichkeitsforschung grundlegenden Studien vorgeschlagen, von Männlich-

keiten konsequent im Plural und im Sinne eines relationalen Verständnisses von Männlichkeiten zu sprechen, das mit Machtbeziehungen und Ungleichheiten verschränkt ist.

Dies ist hier bedeutsam, weil damit in einer Perspektive, die nicht vom Postulat einer gesellschaftseinheitlichen Ordnung von Zweigeschlechtlichkeit ausgeht, ein Ansatzpunkt für eine gesellschaftstheoretisch fundierte Geschlechter- und Sozialisationsforschung entwickelt wird, die gerade nicht mehr postulieren muss, dass eine gesellschaftseinheitliche Kultur der Zweigeschlechtlichkeit Bezugspunkt der Sozialisationsprozesse ist, in denen Individuen ein Wissen über ihre geschlechtliche ‚Identität‘ erwerben (vgl. Hagemann-White 2006). Die Forderung nach Distanzierung von der Voraussetzung einer dichotomen Geschlechterordnung wäre entsprechend in eine solche Forschungsprogrammatische zu übersetzen, die von empirisch und gesellschaftstheoretisch ausgewiesenen Annahmen über sozial relevante Ausprägungen heterogener Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit ausgeht und ihren jeweiligen Forschungsgegenstand auf dieser Grundlage bestimmt.

### 3 Sozialisation als Selbstsozialisation I: Psychische und soziale Systeme

Eine geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung steht dabei zugleich vor der Anforderung, sich mit dem Veralten tradierter sozialisatorischer Paradigmen auseinanderzusetzen. Denn dass die Sozialisationsforschung generell an Bedeutung und Einfluss verloren hat und auch die Relevanz der Forschung über Geschlechtersozialisation kontrovers diskutiert wird, hängt zweifellos damit zusammen, dass die theoretischen Gewissheiten, mit denen die ältere Sozialisationsforschung operiert hatte, inzwischen in Frage gestellt sind. Damit meine ich primär ein etwa auf Emile Durkheim zurückführbares Verständnis von Sozialisation als gesellschaftliche Prägung, als tiefgreifende und dauerhafte Formierung der individuellen Persönlichkeit, wie es auch in den Sozialcharaktermodellen der älteren kritischen Theorie und in Varianten der psychoanalytischen Sozialisationsforschung vorzufinden ist (vgl. etwa Daniel 1980).

Es lassen sich zwei Zentraleinwände gegen dieses Grundmodell unterscheiden: Der empirisch begründete Einwand lautet, dass es, so insbesondere in der schichtspezifischen Sozialisationsforschung, nicht gelungen sei, den Nachweis zu erbringen, dass sich ähnliche soziale Lebensbedingungen zwingend in gleichartige psychische Dispositionen übersetzen. In analoger Weise werden auch Zweifel an der Erklärungskraft von Pierre Bourdieus Habituskonzept formuliert, das mit guten Gründen als eine zeitgenössische Variante der Idee einer milieuspezifischen Persönlichkeitsprägung verstanden werden kann (vgl. etwa Dubet/ Matucelli 1996). Der theoretische Einwand lautet, dass Sozialisations-theorien drei voneinander zu unterscheidende, aber in sich widersprüchliche Dimensionen zugleich berücksichtigen müssen: Erstens die soziale Beeinflussung der individuellen Entwicklung im Sinne der Entstehung sozial typischer Dispositionen; zweitens die Herausbildung einer Sprach- und Handlungsfähig-

keit, die die Fähigkeit zum Überschreiten sozialer Vorgaben einschließt; drittens die Formen und Prozesse der Individuierung, d.h. der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit der Einzelnen (vgl. Habermas 1981).

Ein Formierungs- und Prägungsmodell kann ersichtlich nur den ersten Aspekt erklären – aber auch diesen nicht zureichend und angemessen. Denn auch das, was sich in einer gesellschafts-, kultur- oder milieuvergleichenden Perspektive als Ergebnis sozialer Prägung darstellt, ist auf der Prozessebene nicht als ein Prägungsvorgang analysierbar. Soziale und psychische Prozesse sind nicht kausal aneinander gekoppelt, es gibt keinen direkten, mit mechanistischen Modellen beschreibbaren Prozess der Einwirkung (vgl. Luhmann 1987). Folglich ist ein Verständnis von Sozialisation als soziale Prägung obsolet und eignet sich auch nicht zur Erklärung der Genese geschlechtsbezogener Unterschiede. Damit hat sich aber die Problematik, auf die die Sozialisationsforschung reagiert, keineswegs erledigt. Denn für die Grundannahme, dass es relevante Unterschiede im Bereich der grundlegenden psychischen Dispositionen gibt und dass diese mit den sozialen Bedingungen des Aufwachsens und der Lebensführung in nicht zufälliger Weise variieren, lassen sich nach wie vor bedeutsame empirische Belege finden.

Die Rede von Selbstsozialisation hat vor diesem Hintergrund zunächst einen durchaus provokativen Sinn: Sie akzentuiert, im dezidierten Gegensatz zur älteren Sozialisationsforschung, die Eigenaktivität des Individuums respektive des psychischen Systems im Sozialisationsprozess. Unterscheidet man – etwa mit der Luhmann'schen Systemtheorie – konsequent zwischen Kommunikationsprozessen und psychischen Prozessen, sozialen und psychischen Systemen, dann lässt sich begründet argumentieren, dass der Aufbau psychischer Strukturen nur als Eigenleistung psychischer Systeme zu denken ist und dass soziale Strukturen und Prozesse nicht direkt und nicht kausal in psychische Prozesse eingreifen können. Das impliziert aber nicht die Vorstellung wechselseitiger Unabhängigkeit, sondern ‚nur‘ die Annahme, dass anstelle von kausalen Mechanismen von strukturellen Koppelungen auszugehen ist. D.h. hier: Soziale und psychische Prozesse setzen sich wechselseitig voraus – ohne Sprache kein Bewusstsein, ohne Bewusstsein keine sprachliche Kommunikation; sie limitieren auch wechselseitig ihre Möglichkeiten. Sozial erreichbare sprachliche Möglichkeiten eröffnen und begrenzen auch Möglichkeitsräume des Denkens und der Artikulation. Sie schränken ein, was denkbar ist, legen aber nicht fest, was gedacht wird.

Die so skizzierte Grundannahme bestreitet also nicht die konstitutive Funktion sozialer Bedingungen für den psychischen Strukturaufbau und sie unterstellt auch nicht, dass Individuen als autonome Subjekte ihres Sozialisationsprozesses zu begreifen wären. Sie betont vielmehr einerseits, dass soziale Einflussnahme eher als Begrenzung und Zumutung spezifischer Erfahrungen und Lernmöglichkeiten zu denken ist denn als direkte Einwirkung. Andererseits weist sie darauf hin, dass eine rein soziologische Sozialisationstheorie nicht denkbar ist. Denn es bedarf einer eigenständigen Theorie psychischer Strukturen und Prozesse, damit Aussagen getroffen werden können, wie soziale Erfah-



rungen, Möglichkeiten und Limitationen psychisch verarbeitet wurden. Folglich stehen Sozialisationstheorie und Sozialisationsforschung vor der Aufgabe, sozialwissenschaftliches und psychologisches Wissen systematisch aufeinander zu beziehen.

Dass es dabei nur begrenzt hilfreich ist, zu versuchen vereinfachte Gesellschafts- und Sozialtheorien mit vereinfachten Theorien des Psychischen zu vermitteln, wird exemplarisch an der Diskussion um die Grenzen älterer Bemühungen, Marxismus und Psychoanalyse aufeinander zu beziehen deutlich. Gegen diese wurde und wird etwa eingewandt, dass sie die Struktur und Dynamik familialer Sozialisation allzu unmittelbar aus gesellschaftstheoretischen Annahmen deduzieren (vgl. etwa Simon 2000, 376 ff). Neuere Versuche, die in diese Richtung weisen, sind u.a. als Theorien der Anerkennung prominent, die darauf hinweisen, dass die soziale Strukturierung von Wertschätzung und Missachtung hoch folgenreich ist für die Herausbildung von Selbstwertgefühl und Selbstachtung (vgl. Honneth 2005; Todorov 1998).

Bezieht man solche grundagentheoretischen Überlegungen auf die hier interessierende Thematik der geschlechtsbezogenen Sozialisation, dann folgt daraus zunächst die Forderung, bei der Untersuchung von Geschlechterbeziehungen, geschlechtsbezogenen Normen und Erwartungen usw. nicht von einer gesellschaftseinheitlichen Geschlechterordnung auszugehen, sondern genau in den Blick zu nehmen, welche Geschlechterordnungen sich in welchen sozialen Kontexten, also etwa in Familien, Kindergärten, Horten, Heimen, Schulen, Jugendkulturen usw. jeweils vorfinden lassen. Zweitens ist eine sozialwissenschaftliche Sozialisationsforschung aufgefordert, die individuelle Aneignung relevanter sozialer Vorgaben als einen Prozess des psychischen Strukturaufbaus und des Lernens zu begreifen, der sich allein mit den Mitteln sozialwissenschaftlicher Theorien nicht angemessenen beschreiben und erforschen lässt. Erforderlich wären folglich interdisziplinäre Kooperationen, die auf eine nicht reduktionistische Vermittlung bzw. Relationierung sozialwissenschaftlicher und psychologischer, nicht zuletzt entwicklungspsychologischer Theorien und Forschungsergebnisse ausgerichtet sind.

#### 4 Sozialisation als Selbstsozialisation II: Sozialisation als Praxis der Selbstformierung

Der Terminus Selbstsozialisation umfasst noch eine zweite, von der bislang skizzierten systematisch zu unterscheidende Bedeutungsebene: Selbstsozialisation kann als unabgeschlossene und prekäre Eigenleistung von Individuen begriffen werden, sich selbst in einer Weise zu modellieren, die es ihnen erlaubt, sozialen Erwartungen und Zwängen gerecht zu werden, sich selbst als eine Person zu konstruieren, deren Empfindungen, Wahrnehmungen, Denkweisen, Bedürfnisse und Wünsche sozial anschlussfähig sind. Selbstsozialisation wäre entsprechend als Praxis der Selbstformierung zu begreifen, der das implizite oder explizite

Wissen um die Notwendigkeit zu Grunde liegt, mit sich selbst in vorgefundenen sozialen Verhältnissen und Abhängigkeiten irgendwie zurecht zu kommen. Als Selbstsozialisation wären also individuelle und kollektive Praktiken in den Blick zu nehmen, die – keineswegs notwendig intentional – darauf ausgerichtet sind, sich selbst in einer Weise zu beeinflussen und zu verändern, die auf in sozialen Kontexten vorgefundene Erwartungen und Festlegungen reagiert. Als ein mögliches Motiv solcher Praktiken können Bemühungen gelten, solche Spannungen, Unzufriedenheiten und ggf. solche Leiden zu reduzieren, die aus der eigenen Unangepasstheit an soziale Kontexte resultieren.

Diese Überlegung mag auf den ersten Blick trivial klingen. Sie hat jedoch eine theoretische Pointe und sie eröffnet eine eigenständige Forschungsperspektive: Die theoretische Pointe liegt darin, dass sie es ermöglicht, auf die Annahme einer durch primäre und sekundäre Sozialisation im Kindes- und Jugendalter identitär verankerten und stabilen Persönlichkeitsstruktur, durch die eine fundamentale Übereinstimmung mit sozialen Vorgaben gesichert ist, zu verzichten. Sozialisation tritt als ein biografisch unabschließbarer Prozess in den Blick, der auf Eigenaktivitäten der sich sozialisierenden Individuen verweist, die immer wieder vor der Aufgabe stehen, Balancen zwischen innerpsychischen Dynamiken und sozialen Prozessen herzustellen.

Empirisch zu untersuchen wären entsprechend vielfältige Bereiche und Praktiken, in denen die Modellierung der Psyche und des Körpers ein mitlaufendes oder gar intentional angestrebtes Moment ist und für die gilt, dass die Inszenierung von Gender eben nicht zureichend als Effekt sozialer Einflussnahme oder vorgängiger Sozialisation, sondern zugleich auch als selbstsozialisatorische Praxis zu betrachten ist. Dies erfordert die Entwicklung spezifischer Lesarten der vielfältigen Praktiken, die man als *doing gender* und/oder *doing sex* beschreiben kann. Diese sind immer zugleich als Praktiken der Einübung in bestimmte Formen der geschlechtsdefinierenden Selbstwahrnehmungen und Selbstbeschreibung, anders formuliert, als Identitätsarbeit zu interpretieren.

In seiner Ideologietheorie bezieht sich Althusser auf Blaise Pascal, der einem Zweifelnden auf die Frage, wie er zum Glauben zurückfinden könne, antwortet: Knie nieder und bete, dann wirst du glauben. Auch wer im Glauben an seine Männlichkeit und Weiblichkeit oder seine sexuelle Orientierung verunsichert ist, kann auf vielfältige Praktiken des Wiederlernens und der Selbstfixierung zurückgreifen. Verhalte dich gemäß einem bestimmten Männlichkeits- und Weiblichkeitsmodell, dann wirst du lernen, dich selbst diesem Modell anzupassen. Wie spielerisch dies gelingt oder nicht, welche Anstrengungen damit verbunden sind, was Zweifel veranlasst und wie diese abgewehrt werden, das wäre zu untersuchen. Passende Identitätsmodelle werden mit Vorschlägen zur Komplettausstattung von Kopf bis Fuß, zur Körperpflege und mit Hinweisen auf empfehlenswerte sexuelle Praktiken in einschlägigen Frauen- und Männerzeitschriften angeboten. Auch deren Lektüre ist als Identitätsarbeit zu analysieren. Die Praktiken, Inszenierungen und Rituale sind vielfältig. Sie umfassen auch das Schreiben wissenschaftlicher Texte und das z.B. Arrangement von Vortrags-

reihen wie derjenigen, die dieser Publikation zu Grunde liegt. Und wenn alles nicht hilft, bleibt immer noch die Therapie.

Mit der Krise tradierter Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, ihrer Ent-Verselbständlichung entstehen so betrachtet nicht nur Möglichkeitsräume für eigensinnige Entwürfe und Praktiken in Abgrenzung oder Distanz zu einer hierarchischen Ordnung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit. Zugleich, so der hier abschließend anzudeutende Verdacht, gewinnen Arrangements geschlechtsbezogener Selbstsozialisation an Bedeutung, deren Attraktivität darin begründet ist, dass sie von der Zumutung von Aushandlungsprozessen und reflexiver Selbst-Bestimmung entlasten.

Anmerkungen

- 1 Andrea Maihofer (2002, 18 f) hat darauf hingewiesen, dass sich auch Robert Connell (1999), den sie als einen der „sicherlich zur Zeit avanciertesten Theoretiker der Geschlechtertheorie“ würdigt, keineswegs konsequent von der Vorstellung einer frühkindlichen sozialisatorischen Entstehung grundlegender und stabiler männlicher und weiblicher Persönlichkeitseigenschaften distanziert.
- 2 Die Überlegungen, die ich darstellen werde, habe ich zunächst in Unkenntnis der von Andrea Maihofer angestoßenen Debatte zur Notwendigkeit einer Wiederaufnahme geschlechtsbezogener Sozialisationsforschung entwickelt. Bei der Lektüre des Textes von Andrea Maihofer (2002) wurden dann erhebliche Konvergenzen deutlich, auf die hier nicht im Detail eingegangen wird.
- 3 Die kritische Distanzierung von der normativen Idee einer eindeutigen und heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit ist inzwischen jedoch keine Minderheitenposition mehr, sondern Bezugspunkt einer etablierten Politik, die in EU-Richtlinien sowie in Unternehmensstrategien des *diversity managements* die Überwindung von Diskriminierung aufgrund von Geschlecht sowie sexueller Orientierung auf die Tagesordnung setzt. Auch in pädagogischen Praxiszusammenhängen sind Resonanzen festzustellen. So erfolgte etwa im Kontext des Bundesmodellprogramms „Mädchen in der Jugendhilfe“ (1997-2001; s. dazu v. Ginsheim/ Meyer 2002) eine explizite Bezugnahme auf den Diskurs des Dekonstruktivismus in Verbindung mit einer kritischen Abgrenzung zu Ansätzen, die sich programmatisch an Analysen der Konstruktionsprozesse von Zweigeschlechtlichkeit orientieren.
- 4 Damit ist die Schnittstelle von Sozialisations-theorien zu Bildungstheorien bezeichnet, insofern als (Subjekt-)Bildung im emphatischen Sinn des Begriffs solche Prozesse bezeichnet werden können, in denen eine reflektierende Auseinandersetzung mit den Grundlagen des eigenen Selbst- und Weltverständnisses erfolgt (vgl. Scherr 2004).
- 5 Gegen eine Kritik, die geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung unter den Verdacht stellt, zur Verfestigung etablierter Ordnungsmuster beizutragen, ist weiter daran zu erinnern, dass Sozialisationsforschung ihre Bedeutung gerade daraus gewinnt, dass sie zur Kritik ahistorischer und naturalisierender Annahmen über vermeintlich natürliche Festlegungen beiträgt. Die Entstehung der Sozialisationsforschung ist eng mit der Beobachtung verknüpft, dass fraglos-selbstverständlich erscheinende Verhaltensweisen in Abhängigkeit vom jeweiligen sozialen Kontext variieren. Was den Individuen als ihre Natur erscheint, ist, so die klassische Kernannahme, Ergebnis sozialer Einflussnahmen. Soziale Festlegungen sind, und das ist eine zweite, m.E. nach wie vor aktuelle Grundannahme, individuell zwar überschreitbar, aber keineswegs beliebig verfügbar. Denn Überschreitungen sind potentiell mit angstbesetzten und krisenhaften Prozessen verbunden. Zudem sind Bildungsprozesse, in denen die eigene Sozialisationsgeschichte zur Biografie, d.h. zum Gegenstand bewusster Auseinandersetzungen und kritischer Reflexion werden kann, sozial nicht voraussetzungslos.
- 6 Die ältere Kritik einer vermeintlich geschlechtsneutralen Forschung hat, so etwa in der Jugendforschung und Gewaltforschung, darauf verwiesen, dass die Ausblendung und Ausklammerung von Geschlechterunterschieden erklärungsbedürftig ist. Denn, so ein zentrales Argument, offenkundige Datenlagen belegen die geschlechts-differente Ausprägung relevanter Ver-

haltensweisen und es sei entsprechend die Frage zu stellen, was dazu geführt habe, dass dies übersehen worden ist. In der Folge wurden Theorien, die vermeintlich geschlechtsneutrale Erklärungen anbieten, unter den Verdacht gestellt, eine für ihren Gegenstand zentrale Dimension auszublenden und entsprechend Teil eines Verblendungszusammenhangs zu sein, in dem eine implizite Gleichsetzung männlicher und menschlicher Eigenschaften erfolgt. Die Entdeckung der Relevanz von Geschlecht erfolgte hier also zunächst nicht als eine der gesellschaftlichen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit naiv verhaftete Setzung, sondern als empirisch fundierte Kritik einer für die herrschende Geschlechterordnung selbst grundlegenden Ausblendung von Geschlecht. Mit der Etablierung der Frauenforschung und der Männerforschung sowie der generellen Anerkennung der potentiellen Relevanz von Geschlechterunterschieden in der sozialwissenschaftlichen Forschung hat

sich diese Kritik – jedenfalls im Prinzip – erledigt. Da die Sozialwissenschaften kein geheimes Wissen produzieren, sondern ihr Wissen öffentlich kommunizieren, ist die damit in Gang gekommene Etablierung der Geschlechterkategorie nun durchaus folgenreich: Wie in anderen Fällen gilt hier, dass zunächst analytisch relevante Kategorien sich als Beobachtungskategorien etablieren können und sich dabei in vermeintlich nicht mehr begründungsbedürftige Wahrnehmungs- und Erklärungsprämissen transformieren, die ihrerseits Ausblendungen und Blindstellen produzieren. Entsprechend sah sich Carol Hagemann-White bereits in ihrer 1984 erschienen Studie *„Sozialisation: Weiblich-männlich“* veranlasst, darauf hinzuweisen, dass nicht nur Unterschiede zwischen den Geschlechtern, sondern auch Unterschiede innerhalb der Geschlechter empirisch beschreibbar und ebenso erklärungsbedürftig sind wie Gemeinsamkeiten jenseits der Geschlechterdifferenz.

Literatur

- BENSELER, FRANK/ BETTINA BLANCK/ REINHARD KEIL-SLAWIK/ WERNER LOH (2002) Hg. *Erwägen – Wissen – Ethik* 1/2002.
- BILDEN, HELGA (2002) „Sozialisationsforschung – mit Fokus auf einer dichotomen Geschlechterkategorie?“ *Erwägen – Wissen – Ethik* 1/2002: 27-32.
- BILDEN, HELGA/ BETTINA DAUSIEN (2006) Hg. *Sozialisation und Geschlecht*. Opladen/ Farmington Hills: Budrich.
- BOURDIEU, PIERRE (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- CONNELL, ROBERT W. (1999) *Der gemachte Mann*. Opladen: Leske + Budrich.
- DANIEL, CLAUS (1980) *Theorien der Subjektivität*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag.
- DAUSIEN, BETTINA (2006) „Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte.“ *Sozialisation und Geschlecht*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 17-44.
- DEGELE, NINA/ DOMIQUE SCHIRMER (2004) „Selbstverständlich heteronormativ.“ *Gender methodologisch*. Hg. Sylvia Buchen/ Cornelia Helfferich/ Maja S. Maier. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, 107-122.
- DUBET, FRANÇOIS/ DANILO MARTUCELLI (1996) „Théories de la socialisation et définitions sociologiques de l'école.“ *Revue française de sociologie* 37/1996: 511-535.
- ENGLER, STEFANIE (2003) „Habitus, Feld und sozialer Raum.“ *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen*. Hg. Boike Rehbein/ Gernot Saalman/ Hermann Schwengel. Konstanz: UVK-Verlags-gesellschaft, 231-250.
- GEULEN, DIETER (1977) *Das vergesellschaftete Subjekt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- GINSHEIM, GABRIELE VON/ DORIT MEYER (2002): *Bundesmodellprogramm ‚Mädchen in der Jugendhilfe‘. Endbericht*. Berlin: Stiftung SPI (Online-Version unter <www.stiftung-spi.de/download/stiftung/bmpmaedchen/bmpm\_endbericht.pdf>).
- GRUNDMANN, MATTHIAS (2006) *Sozialisation*. Stuttgart: UVK- Verlagsgesellschaft.
- HABERMAS, JÜRGEN (1988) „Individuierung durch Vergesellschaftung.“ *Nachmetaphysisches Denken*. Hg. Ders. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 187-241.
- HAGEMANN-WHITE, CAROL (1984) *Sozialisation: Weiblich-männlich*. Opladen: Leske + Budrich.
- HAGEMANN-WHITE, CAROL (2006) „Sozialisation – zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen.“ *Sozialisation und Geschlecht*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 71-88.
- HONNETH, AXEL (2005) *Verdinglichung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- KNAPP, GUDRUN-AXELI (2005) „Intersectionality – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von Race, Class, Gender.“ *Feministische Studien* 1/2005: 68-81.
- LUHMANN, NIKLAS (1987) „Sozialisation und Erziehung.“ *Soziologische Aufklärung* 4. Hg. Ders. Opladen: Westdeutscher Verlag, 173-181.
- LUHMANN, NIKLAS (1996) „Frauen, Männer und George Spencer Brown.“ *Protest*. Hg. Ders. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 107-155.
- MAIHOFFER, ANDREA (2002) „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze.“ *Erwägen – Wissen – Ethik* 1/2002: 13-26.
- MESSERSCHMIDT, JAMES W. (1993) *Masculinities and Crime*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- MEUSER, MICHAEL (1998) *Geschlecht und Männlichkeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- SCHERR, ALBERT (2004a) „Selbstsozialisation in der polykontexturalen Gesellschaft. Primat des Objektiven oder Autopoiese psychischer Systeme?“ *Ju-*

- gendsoziologische Sozialisationstheorie*. Hg. Dagmar Hoffmann/ Hans Merkmens. Weinheim/ München: Juventa, 221-236.
- SCHERR, ALBERT (2004b) „Körperlichkeit und Gewalt.“ *Gewalt: Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*. Hg. Wilhelm Heitmeyer/ Hans-Georg Soeffner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 202-226.
- SCHERR, ALBERT (2004c): „Subjektbildung.“ *Grundbegriffe der Ganztagsbildung*. Hg. Hans-Uwe Otto/ Thomas Coelen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 85-98.
- TODOROV, TZVETAN (1998) *Abenteuer des Zusammenlebens*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- ZINNECKER, JÜRGEN (2000) „Selbstsozialisation – Essay über ein aktuelles Konzept.“ *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 3/2000: 272-290.